



# Christel Zachert

*»Puppchen, aus dir  
wird noch was«*

## ÜBER DAS BUCH

Dies ist die Geschichte einer echten Berlinerin, die von klein auf durch Pfiffigkeit, Schlagfertigkeit und Mut auffällt. Als Kind des Kaufmannes Otto Fournes erfährt Christel schon früh, wie weit man es im Leben bringen kann, wenn man Fantasie und Courage hat. Auch wenn sie ihre Eltern schon früh verliert, so erfüllt sich das, was ihr Vater ihr prophezeit hat: »Puppchen, aus dir wird noch was.«

## ÜBER DIE AUTORIN

Christel Zachert, geboren 1940 in Berlin, lebt mit ihrem Mann, Professor Hans-Ludwig Zachert, in Bonn. Sie ist als Regionaldirektionsleiterin einer Finanzberatungsgesellschaft tätig. Nach dem überwältigenden Welterfolg ihres ersten Buches »Wir treffen uns wieder in meinem Paradies«, das in 29 Sprachen übersetzt wurde, gründete sie im Jahr 1994 die Isabell-Zachert-Stiftung zur Unterstützung krebskranker Kinder.

Christel Zichert

*»Puppchen, aus dir wird  
noch was«*

BASTEI ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München.  
[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

© 1999/2013 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Christiane Landgrebe

Titelillustration: DYADESIGN, Düsseldorf unter Verwendung eines Fotos aus dem Privatarchiv der Familie Zachert. Sofern nicht anders vermerkt, kommen die Fotos im Tafelteil aus dem Privatarchiv der Familie Zachert.

Einbandgestaltung: Tanja Østlingen

E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN: 978-3-8387-5496-3

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

»Mädchen, was die Jungs können, kannst du schon lange!«, pflegte mein Vater immer zu mir zu sagen, wenn ich mich darüber beklagte, dass ich ein Mädchen war. Heute bin ich froh und dankbar, dass ich als Mädchen auf die Welt kam und die Chance hatte Mutter zu werden. Das ist für mich immer noch die schöpferischste Art zu leben und die tiefste Form des Glaubens an die Schöpfung, da der Geist auch nach dem Tod weiterwirkt.

Ich widme dieses Buch meinen Eltern, die mir in der Kindheit und Jugend die Werte für das Leben vermittelt haben.

Ich danke meinem Mann, der mich zum Schreiben dieses Buches motiviert hat, für seine Unterstützung.

## INHALT

### TEIL EINS – JUGENDJAHRE IN BERLIN

»Nachher kommt dann so ein Kerl und klaut sie einem doch!«

Otto und Frida

Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, den'  
soll man beiden den Hals umdrehen!

Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg!

Aber so war Otto eben

Schnaps, das war sein letztes Wort – dann trugen ihn die  
Englein fort!

Lobet den Herrn!

Wohlstand, Glück und Frieden

Puppchen, du bist mein Augenstern

Unter der Kastanie am Innsbrucker Platz

Üb immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles  
Grab!

Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft...

Was fand meine Mutter im Bettchen? Meinen Vater mit  
einem Fournettchen!

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende  
Weihnachtszeit!

Vater unser, der du bist im Himmel

Aber Otto, doch nicht vor den Kindern!

O Täler weit, o Höhen

Freude, schöner Götterfunken

Quem pastores laudavere, den die Hirten lobeten sehr

Die Götterdämmerung

Aber das Leben geht weiter!

Früh gefreit – trotzdem nicht gereut!

Dann werde ich halt Lastwagenfahrer

## TEIL ZWEI - MEINE FAMILIE

Unser erstes Nest

Erstens kommt es anders - und zweitens als man denkt  
Champagner und Hummer gab es in Vilich nicht!

Dem Gipfel entgegen

Welch ein Luxus und Wohlstand!

Auch Kindererziehung kann man lernen

Aller guten Dinge sind drei

Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne

Wie durch ein Wunder

Für mich war es ein Zauber - trotz aller Mühen

Jetzt wollte ich mein Leben so richtig genießen

Eltern werden ist nicht schwer - Eltern sein dagegen  
sehr!

Obelix und die Wildschweine

»Du hast dir deinen Mann selbst ausgesucht«

Meine neue Freiheit beginnt

Klein fängt jede große Karriere an

Kleine Kinder, kleine Sorgen - große Kinder, große  
Sorgen

Junger Mann, kommen Sie mal zu mir in die Küche!

Erinnerungen einer Polizistenfrau

Kwirre und Kwarro

Auch eine Wochenendehe hat ihre Reize

Freunde und Vorbilder

Mama, du bist so sexy!

»Junge, du solltest Kaufmann werden«

Bullen und Kapitalistenschweine, so nannte die RAF ihre  
Feinde

Stilton und Vintage Port

Ein langer Abschied ohne Worte

»Gell Jupp, mit der tääst aah noch ein paar Jänge  
maache!«



Jetzt waren wir wieder eine komplette Familie  
Max, mit mir kannst du Pferde stehlen, aber keine  
Kirschen naschen!

»Wen Gott strafen will, dem schenkt er ein junges Weib«  
Probleme sind zum Lösen da - dem Schicksal muss man  
sich stellen!

»Ihr werdet jetzt ein schönes Leben führen, dafür werde  
ich schon sorgen«

### TEIL DREI - EIN NEUES LEBEN BEGINNT

»Das ist kein Beruf für Frauen - und schon gar nicht  
über fünfunddreißig«

Mach dir einen Namen, oder du bleibst ein Nobody

»Lasst uns diese Einheit wiedergewinnen«

Mit Schirm, Charme und Melone

»Den Frühaufsteher, meine Herren, ich liebe ihn!«

Zu neuen Ufern und Zielen

Wir treffen uns auf einem Stern

Erfolg macht süchtig

Wir konnten wieder feiern

Wenn du begeistert bist, kannst du auch andere  
begeistern!

»Muss das hier im Sommer schön sein!«

»Dann darf Ihr Mann eben nicht auf den Balkon gehen«

Die Bundes-High-Society

Zum Glück hatte ich Ersatzmänner

Aller Abschied ist schwer

Alles zu seiner Zeit, aber nicht alles auf einmal

Der Sonne entgegen

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel

Ein Traum geht in Erfüllung

»Zum Fest wünscht seine Frau ihm einen gefassten  
Terroristen!«

Alles hat seinen Preis

Nur fliegen kann schöner sein!

Sentimental Journey

Ich erfülle ein unausgesprochenes Versprechen

Schicksal oder Zufall?

Gustav Lübke, ein Verleger mit großer Sensibilität

Zwischen Barockkonzert und Brandanschlag

Ein »Fahndungserfolg« wird zur Tragödie

Besinnung

Barfuß gleichzeitig auf zwei heißen Kochplatten stehen

Die Macht der Medien und die Angst davor

»Sie dürfen sie nicht nur drucken, Sie dürfen sie auch drücken«

Ein überzeugender Wahlerfolg

»Puppchen, aus dir wird noch was!«

Die erste Million ist immer die schwerste

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg

»Von heute an sind es noch tausend Tage«

»Das Fähnlein der Sieben Aufrechten«

Ich nehme Anlauf zu meinem zweiten Buch

Aug in Aug mit dem Matterhorn

Nachwort

Der Dank der Waldpiraten

Bildtafelteil

Über die Autorin

TEIL I

---

JUGENDJAHRE IN BERLIN

»NACHHER KOMMT DANN SO EIN KERL  
UND KLAUT SIE EINEM DOCH!«

Mit diesen Worten hat mein Vater mich begrüßt, als ich im Mai 1940 in Berlin-Charlottenburg das Licht der Welt erblickte. Daran kann ich mich selbst natürlich nicht erinnern, aber meine Mutter erzählte mir das so. Auch, dass ich nach kurzer Zeit schon sein Prinzesschen wurde, was wahrscheinlich für meine beiden großen Brüder, Gustav und Ulrich, nicht so einfach war. Gustav war damals schon acht Jahre alt, Ulrich ganze drei. Mein Vater liebte Kinder über alles, war aber nur auf Söhne fixiert. Vielleicht war das mein Glück, dass er mich zwar als Mädchen liebte, mich aber genauso wie einen Jungen behandelte, mir nichts nachsah aufgrund der holden Weiblichkeit, mich auch nicht schonte, mir in jedem Fall dasselbe zutraute und abverlangte wie den Söhnen.

Das alles konnte meine liebe Mutter nach der Entbindung noch nicht wissen. Sie hatte sich so sehr ein Mädchen gewünscht und hoffte, dass ihr Mann sich ihr zuliebe doch über dieses Mädchen, also mich, freuen würde. Aber wie der Otto, mein Vater, halt so war, er stürmte in das Zimmer meiner Mutter, ich bin sicher, ohne anzuklopfen, eilte auf seine Frida, meine Mutter, zu, überschüttete sie mit seiner Liebe, überglücklich, dass sie lebte, aber auch enttäuscht, dass ich kein Junge geworden war, und sagte eben diese Worte: »Nachher kommt dann so ein Kerl und klaut sie einem doch!« Dass dieser Kerl später ganz in seinem Sinne war, das konnte er noch nicht wissen.

Ich war ein Wunschkind - wie alle meine Geschwister. Wie mutig müssen meine Eltern doch gewesen sein, mich

in einer Zeit zu zeugen, als Hitler den Krieg vorbereitete. Und meine Mutter hat mich in dieser Zeit des Krieges ausgetragen, unter Lebensgefahr, wie alle ihre Kinder. Als junge Frau, am Anfang ihrer Ehe, war sie an offener TBC erkrankt. Zu jener Zeit, es muss um 1928 gewesen sein, war das eine fast immer tödlich verlaufende Krankheit. Mutter erzählte mir davon erst, als ich selbst siebzehn oder achtzehn Jahre alt war. Über Krankheiten wurde bei uns nicht viel gesprochen.

Als meine Eltern von der Erkrankung meiner Mutter erfuhren, sammelte mein Vater, der sich gerade als Weinhändler selbstständig gemacht hatte, alle Gelder zusammen und schickte Frida in die Schweiz. Die Liebesbriefe meiner Eltern von und nach Davos zeugen von der Schwere dieser Krankheit und der tiefen Liebe meiner Eltern zueinander. Meine Mutter hat dort mit großer Leidensfähigkeit um ihr Weiterleben gekämpft. Viele Male hat man vergeblich versucht, ihren kranken Lungenflügel auszutrocknen und stillzulegen, bis es endlich gelang. Über ein Jahr musste sie in der Luft und der Höhe der Schweizer Alpen bleiben. Die Schönheit der Berge half ihr dabei zu genesen. Mein Vater schrieb viele Briefe, schickte auch Telegramme und besuchte sie ab und zu.

Wie er den Sanatoriumsaufenthalt meiner Mutter in der Schweiz finanzierte, ist mir bis heute nicht ganz klar. Aber als ich ein junges Mädchen war und ihn hätte fragen können, kamen mir solche Fragen nicht in den Sinn.

Nach ihrer Genesung hatten die Ärzte meiner Mutter abgeraten, Kinder zu bekommen. Jede Schwangerschaft sollte sie abbrechen lassen. Sie lief von Pontius zu Pilatus, bis sie einen Arzt fand, der ihr Mut machte und ihr half, ihre Kinder gesund zur Welt zu bringen. Sieben Mal wurde sie schwanger und brachte vier Kinder lebend zur Welt, jedes einzelne unter Einsatz ihres Lebens, und die Nummer drei war ich. Als sie mir das erzählte, gestand sie: »Ohne

Kinder zu haben, wäre ich aus Kummer gestorben.« Da mein Vater ein sehr leidenschaftlicher Mensch war und seinen Erfolg als Familienoberhaupt auch an der Anzahl seiner Kinder maß, glaube ich ihr das auch.

## OTTO UND FRIDA

Otto, mein Vater, stammte aus einem »feinen« Elternhaus mit langem Stammbaum: alte Hugonotten, aus Frankreich vertrieben, Fournes der Familienname. Sie wurden nach Österreich verschlagen, wo mein Vater 1898 in Perchtoldsdorf bei Wien zur Welt kam. Die Familie war vielseitig und vor allem künstlerisch begabt. Mein Vater, eines von sechs Geschwistern, wurde Otto genannt, weil er am 3. August 1898 geboren wurde, drei Tage nachdem Otto von Bismarck gestorben war. Ursprünglich sollte er Ingomar heißen, doch da seine Eltern glühende Bismarck-Verehrer waren, beschlossen sie, ihn auf den Namen Otto zu taufen. Mich überzeugt das wenig, da meine Großeltern später auch glühende Verehrer Hitlers wurden. Wie viele Menschen waren sie seiner Demagogie verfallen. Dies führte zu einem tiefen Bruch innerhalb der Familie, denn Otto, mein Vater, hatte als junger Mann Hitlers *Mein Kampf* gelesen und Hitler von Anfang an misstraut, später dann gehasst. Das brachte nicht nur für viele Jahre den Bruch mit seinem Elternhaus mit sich, sondern auch höchste Gefahr für ihn und damit auch für meine Mutter und uns Kinder. Da er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg halten konnte, hat er sich oft in Gefahr begeben.

Mein Vater hat die Nazis gehasst. In einem Brief, den ich noch von ihm fand, schrieb er im Juli 1940 an seine Tante Anna: »Ich bin immer noch ein glühender Idealist und Freund für Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit. Auch ich hoffe, dass das unermesslich große Verbrechen, diesen

Krieg begonnen zu haben, bei den wirklich Schuldigen einmal eine furchtbare, aber gerechte Sühne finden wird.« Ein solcher Brief hätte nicht in die Hände der Nazis fallen dürfen.

Mutter erzählte, dass sie oft versuchte, ihn zu bremsen und ihn zum Beispiel unter dem Tisch mit dem Fuß anstieß, wenn er über die Nazis schimpfte. Mein Vater entgegnete ihr: »Warum trittst du mich? Hier sitzen nur Freunde am Tisch!« Die Atmosphäre war aber schon so vergiftet, dass Freund und Feind nicht mehr zu erkennen waren. Ein angeblicher Freund verpiffte ihn denn auch bei der Gestapo, die ihn daraufhin abholte und einsperrte. Ein mutmaßlicher Feind wiederum, ein einflussreicher Nazi, hat für seine Freilassung gesorgt. Wahrscheinlich ist er in der Wappenschänke, der Weinstube, die meine Eltern in Schöneberg betrieben, oft als Privatmann verkehrt und hat aus persönlicher Sympathie zu meinen Eltern diese gute Tat vollbracht.

Frida, meine Mutter, wurde im November 1904 in Thorn in Westpreußen geboren, als ältestes von fünf Kindern. An ihre Mutter, die Oma Urbanski, eine gütige und ehrenwerte Frau, habe ich noch deutliche Erinnerungen. Als meine Mutter fünfzehn Jahre alt war, verlor sie allzu früh ihren Vater. Er muss etwa Ende dreißig gewesen sein, hatte ein Handwerk gelernt und war als engagierter Bürger in den Stadtrat gewählt worden. Meine Mutter erzählte oft, dass sie ihm morgens immer nachgewinkt habe, wenn er zur Arbeit ging. An einem Tag wie jedem anderen, als sie ihm morgens wieder nachgeschaut hatte, brachten sie ihn mittags tot nach Hause. Ein Herzschlag soll es gewesen sein. Oma Urbanski stand 1919 als Witwe mit fünf Kindern da – vier Mädchen und einem Jungen –, wobei das jüngste zwei Jahre alt war.

Meine Mutter hat also schon mit fünfzehn Jahren lernen müssen, dass das Leben über Nacht ein anderes sein kann. Frida ging damals in Thorn zur Schule und wollte Lehrerin

werden. Ihr Traum war es, später einen Oberförster zu heiraten, der Geige spielte. Als ihr Vater starb, war dieser Traum zu Ende. Sie musste Geld verdienen und ihrer Mutter helfen, die kleinen Geschwister zu ernähren. Sie arbeitete in einer Arztpraxis als Helferin. Doch es zog sie unbedingt in eine große Stadt. Berlin war ihre ganze Sehnsucht. Ehrgeizig war sie sicher auch, und so hat sie ihre Mutter schließlich bewegen können, als Witwe mit fünf Kindern 1920 nach Berlin zu ziehen. Dort fand meine Mutter eine Stelle als Sekretärin bei der Firma Kantorowicz, der größten Berliner Spirituosenfirma nach dem Ersten Weltkrieg.

Ottos Familie hatte es bereits vor dem Ersten Weltkrieg von Wien nach Berlin verschlagen. Dabei spielten wirtschaftliche Gründe eine Rolle. Großvater Fournes war ein künstlerisch begabter Mann, der eines der ersten Modejournale Europas gegründet hatte. Ich habe in meiner Jugend noch einige Exemplare seiner Modemagazine gesehen. Es gibt ein Foto von seinem vierzigsten Geburtstag im Kreise seiner Mitarbeiter, zirka fünfzig an der Zahl. Das war schon ein beachtliches Unternehmen in der damaligen Zeit, was aber letztlich nicht viel besagen will, denn aufwändig, wie die Großeltern in Wien wohl lebten – schließlich war man ja vornehm! –, ging das Unternehmen auch in Konkurs. Das war der Anlass zur Übersiedelung nach Berlin, in eine Weltstadt, die eine Zukunft versprach.

Mein Vater ging in Berlin-Friedenau in die Rheingauschule, aufs Gymnasium. Nebenbei half er seinen Eltern, die Familie mit harter Arbeit durchzubringen. In den Morgenstunden pflückte er Obst in irgendwelchen Plantagen und verkaufte es noch vor dem Gang zur Schule, auch an eine reiche jüdische Familie. Das sollte ihm später zugute kommen.

Als er 1916 die Unterprima besuchte, wurden die Jungs direkt von der Schule an die Front geschickt, nachdem sie



zuvor noch das Notabitur gemacht hatten. Zum Glück wurde mein Vater im Krieg nicht verwundet. Er kam zwar heil wieder, stand aber vor dem Nichts! Das Notabitur war nicht viel wert und berechtigte nicht zum Studium. Mit Unterstützung der jüdischen Familie, der er Jahre zuvor Obst verkauft hatte, und einigen engagierten Lehrern seiner alten Schule holte er den Unterrichtsstoff von zwei Jahren nach und machte das staatlich anerkannte Abitur. Dafür war er diesen Menschen sehr dankbar.

All dies weiß ich aus Erzählungen meines Vaters, wenn er an gemeinsamen Familienabenden uns Kindern aus seinem Leben berichtete – ein guter Brauch, den es heute kaum noch gibt.

Über die Jahre zwischen seinem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Lebensjahr hat mein Vater dagegen nie gesprochen. Ich wusste nur, dass er Kaufmann werden wollte. Zu diesem Zweck hat er nach dem nachgeholt Abitur eine Lehre bei der Firma Kantorowicz gemacht. Dort fiel er positiv auf, erwarb sich Vertrauen und reüssierte schnell. Mit fünfundzwanzig Jahren bereits erhielt er Prokura. Doch dies alles reichte ihm nicht. Er begann nebenbei ein Studium und schrieb seine Doktorarbeit über ein Thema, das einen Bezug zu seiner täglichen praktischen Arbeit haben sollte: »Die wirtschaftliche Auswirkung der Likörindustrie in Europa«. Wichtig war ihm dabei vor allem der Dokortitel.

In der Firma Kantorowicz lernte mein Vater meine Mutter kennen, in die er sich hoffnungslos verliebte. Wie es bei meiner Mutter war, weiß ich nicht. Sicherlich war sie von ihm beeindruckt, doch für sie gab es ein offenkundiges Hindernis: Otto Fournes war verheiratet und Vater zweier Kinder. Nachdem er als zwanzigjähriger Soldat 1918 aus dem Krieg heimgekehrt war, hatte er eine Frau getroffen, die ihn wohl liebte und sich ihm hingab. Kurz vor der Geburt der Tochter heirateten die beiden. Für meinen Vater war es Anstand, für seine Frau die große Liebe. Zwei Jahre

später wurde das zweite Kind, ein Sohn, geboren. Das war die Situation meines Vaters, als er Frida traf, die er begehrte wie einen Engel, die für ihn die Inkarnation des Guten war.

Für Frida, meine Mutter, war es unvorstellbar, sich mit einem verheirateten Mann einzulassen. Das erste, was Otto also betrieb, war die Scheidung von seiner Frau, das zweite die Eroberung der heiß begehrten Frida. Mit allen Mitteln! Selbst mit Erpressung, wie mir meine Mutter einmal in einer vertrauten Stunde berichtete, hat er gearbeitet: Er würde sich erschießen, wenn sie ihn nicht erhöere. Oma Urbanski hat ein Jahr mit ihrer Tochter kein Wort gesprochen, weil sie mit diesem Otto ging. Erst als mein Vater alle Schwierigkeiten überwunden, das Jawort meiner Mutter hatte und die Heirat feststand, durfte er sie zu Hause besuchen. Er muss wohl etwas »Leben« in diesen vaterlosen Haushalt gebracht haben, denn nach der reservierten und skeptischen Verabschiedung durch Mutter Urbanski beim ersten Besuch des zukünftigen Schwiegersohns sagte die jüngere Schwester meiner Mutter: »Kommen Sie bitte recht bald wieder, lieber Herr Otto!«

Nun hatte er gesiegt. Er bestellte das Aufgebot, und meine Eltern suchten sich eine möblierte Wohnung. Dann kündigte er in seiner Firma und gab damit die angesehene Prokuristenposition auf. Meine Mutter fiel aus allen Wolken. Denn das war für sie ein Stück wirtschaftliche Sicherheit, die sie bei ihrem Otto zu finden hoffte.

Mutter Urbanski stand dieser Heirat sehr skeptisch gegenüber. Die Eltern meines Vaters waren erbost, dass er seine erste Frau verlassen hatte. Das einzige Umfeld, in dem beide geachtet und anerkannt wurden, war die Firma Kantorowicz, wo Otto als Prokurist und Frida als Mitarbeiterin geschätzt waren. Und ausgerechnet dort kündigte er noch vor der Hochzeit. Er erklärte Frida, er werde sich jetzt selbstständig machen, als »Sklave« könne

er nicht weiterarbeiten und -leben. Auch müsse jetzt, wenn er meine Mutter heirate, etwas aus ihm werden. Eine Kellerei in der Motzstraße habe er schon gemietet, er würde selbstständiger Weinhändler werden. Ein Fahrrad mit Anhänger habe er auch schon, damit er die Kunden beliefern könne.

Im Mai 1927 heirateten meine Eltern. Das Hochzeitsfoto zeigt meinen Vater im Cut und meine Mutter im weißen Brautkleid mit Schleier. Die Hochzeitsfeier fand offensichtlich in der Familie meines Vaters statt. Eine Begebenheit von diesem Hochzeitstag hat mich als junges Mädchen immer sehr beeindruckt. Meine Mutter berichtete, dass sie mit einer Kutsche zur Kirche fahren, mein Vater auf dem Weg zur Kirche den Kutscher aber noch bat, einen Umweg zu machen, um bei einem Kunden zwei Kisten Wein abzuliefern. Meiner Mutter schwante, dass ihr Leben kein langweiliges werden würde, ein leichtes aber auf gar keinen Fall!

Später erfuhr ich von meiner Mutter, die ganz puritanisch erzogen und aufgewachsen war, dass sie erst sechs Wochen nach ihrer Hochzeit Ottos Frau wurde. Für mich ist das schon unvorstellbar, für die junge Generation von heute noch viel mehr. Sowohl die puritanische Einstellung meiner Mutter als auch die Leidenschaftlichkeit meines Vaters haben mich geprägt.

Mehr will ich an dieser Stelle nicht von meinen Eltern berichten. Sie waren so verschieden wie Feuer und Wasser – und haben sich doch sehr geliebt.

**MÄDCHEN, DIE PFEIFEN, UND HÜHNERN,  
DIE KRÄHEN, DEN' SOLL MAN BEIDEN DEN  
HALS UMDREHEN!**

Ich war aus der Verbindung meiner Eltern Kind Nummer drei. Als viertes wurde im November 1943 Siegfried, mein jüngster Bruder, geboren. In Berlin war der Zweite Weltkrieg allgegenwärtig. Die Stadt wurde bombardiert. Die Sirenen heulten. Die Gedächtniskirche brannte ab. Ausreichend zu essen gab es schon lange nicht mehr. Meine Eltern brachten uns mit unserem Kindermädchen, Fräulein Emmi, von uns nur »Detta« genannt, nach Schlesien auf das Gut Lampersdorf bei Stein an der Oder. Eine Schwester von Detta arbeitete dort bei Baron von Hammacher als Mamsell. Diesem Umstand habe ich es zu verdanken, dass ich – trotz Krieg – ein Jahr lang fast angstfrei und unbeschwert aufwachsen konnte. Meine Eltern hatten die Hammachers mit unserem Kommen wohl ziemlich überrascht. Die Idee, dass Detta mit uns vier Kindern nur ihre Schwester besuchen sollte, war ursprünglich der Vater des Gedankens. Doch die Hammachers hatten ein offenes Herz und nahmen uns »Berliner Kriegskinder« alle bei sich auf.

Gustav, mein ältester Bruder, kam ins Internat nach Breslau, Ulrich ging in Lampersdorf in die Volksschule, Siegfried, das Baby, stand im Kinderwagen vor der Schlosstreppe, und ich eroberte den großen Park, der von einer steinernen Mauer umgeben war. Detta half bei der Bewirtschaftung des Schlosses, die Eltern kamen uns von Berlin aus mit dem Auto alle paar Wochen besuchen und freundeten sich mit Hammachers an. Bis in diese Zeit gehen meine ersten eigenen Erinnerungen zurück.

Ich sehe noch heute das Schloss vor mir, umgeben von einem großen Park. Ein junger Pole, der Kutscher auf diesem Gut war, schenkte mir den ersten Ring, gefertigt aus einem Kupferpfennig. Es war beinahe wie im Märchen. Ich hatte lockiges Haar, und Detta meinte immer, ich hätte ein sonniges Gemüt. Die schönste Erinnerung aus dieser Zeit habe ich an eine Pferdeschlittenfahrt, an der das ganze Dorf teilnahm. Es war ein strenger Winter, und alle hatten

die Pferde angespannt. Wir waren in Felldecken eingehüllt, und die Sterne blinkten schon, als sich abends ein großer Zug aus Pferdeschlitten formierte. Die schneebedeckten Wiesen leuchteten im Schein der Fackeln.

In dieser Zeit war ich schon sehr unternehmungslustig und habe meinen Spielraum genutzt. Ulrich ging jeden Tag zur Dorfschule. Er war sieben Jahre, ich aber erst vier und durfte deshalb noch nicht in die Schule. Der Park war mit einem Tor verschlossen, doch an einer Stelle gab es ein Loch in der Mauer. So manches Mal »besuchte« ich daher meinen Bruder Ulrich in der Schule, was ihm sehr peinlich war. Von meinem Bruder Gustav habe ich nicht viel gesehen, er lebte ja im Internat. Ab und zu, wahrscheinlich wenn auch unsere Eltern da waren oder er Ferien hatte, besuchte er uns.

An ein weiteres Erlebnis kann ich mich erinnern. Ich spürte so große Angst, dass sie mir noch heute gegenwärtig ist, weil ich zum ersten Mal physische Gewalt erlebte. Gustav ging mit mehreren jungen Herren durch das Schloss, ich glaube, es waren die jungen Hammachers. Er muss ungefähr zwölf Jahre alt gewesen sein, ich selbst war vier. Ich scharwenzelte wahrscheinlich um diese jungen Männer herum. Gustav war das lästig, was zu verstehen ist. Er packte mich und setzte mich auf einen hohen Schrank. Dort saß ich völlig hilflos und konnte nicht herunterspringen. Die jungen Herren gingen weiter und erfreuten sich an meiner Angst. Es muss doch etwas Böses im Menschen sein. In meiner Erinnerung war dieser Schrank mindestens drei Meter hoch, und mein Martyrium dauerte in meiner Vorstellung mindestens eine Stunde. So lange wird es bestimmt nicht gewesen sein. Vielleicht war der Schrank zwei Meter hoch, und meine Pein währte wohl nur ein paar Minuten. Meine unermessliche Angst, dass ich von dem hohen Schrank nie wieder runter könnte, war jedoch riesengroß. Wahrscheinlich hat diese Angst, die mir

mein Bruder damals einjagte, mein geschwisterliches Verhältnis zu ihm getrübt.

Ich wollte gern auch pfeifen können wie die Jungs. Doch es misslang mir schier. Vielleicht stand Detta mit ihrem Spruch dazwischen: »Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, den' soll man beiden den Hals umdrehen!« Dies entsprach wahrscheinlich ihrer Vorstellung von der Rolle der Frau. Abgesehen davon, dass ich bis heute nicht pfeifen gelernt habe, hat das aber mein Frauenbild zum Glück nicht geprägt. So klein, wie ich war, ging ich meiner Wege und stolchte allein durch den Park, und wenn ich meine Grenzen sprengen wollte, entschlüpfte ich durch das Loch in der Mauer ins Dorf.

So war dieses Jahr 1944 in Schlesien ein großes Glück für mich. Vom Krieg bekam ich, außer einem Besuch im Lazarett, nichts mit. Der junge Aribert von Hammacher war an der Front verletzt worden und lag in einem Lazarett in der Nähe von Breslau. Ich durfte mitfahren, um ihn zu besuchen, allerdings nur gegen das Versprechen, dass ich meinen Mund hielte und nur redete, wenn ich gefragt wurde. Zum Glück stellte Aribert auch mir eine Frage. Nun durfte ich ja sprechen. Ich unterhielt die Soldaten wohl recht gut, denn als wir gingen, sagten sie: »Die Christel soll bald wiederkommen.«

Unser Aufenthalt in Lampersdorf ging zu Ende. Die Nachrichten überschlugen sich. Die Russen würden kommen. Detta hatte es gehört. Sie hatte große Angst. Man hörte die schlimmsten Dinge. Die Frauen würden vergewaltigt, die Häuser abgebrannt. Die Eltern konnte sie nicht fragen, denn Telefone gab es damals dort noch nicht. Sie schickte ein Telegramm nach Berlin, dass wir kommen würden, und setzte sich mit uns vier Kindern in den nächsten Zug. Dies danke ich ihr noch heute, denn es war die einzig richtige Entscheidung. Ein oder zwei Tage später gab es keine Zugverbindungen mehr. Detta, die sonst immer Angst hatte, wuchs über sich hinaus und brachte die

ihr anvertrauten Kinder – mein Bruder Siegfried war erst ein Jahr alt – in letzter Minute wieder gesund zurück.

Am Schlesischen Bahnhof in Berlin holten meine Eltern uns ab. In der gleichen Nacht, in der wir aus Schlesien kamen, fuhr Vater noch mit dem Auto nach Lampersdorf zurück, um den Hammachers zu helfen, noch einige wertvolle Bilder aus dem Schloss vor den Russen in Sicherheit zu bringen.

### MAIKÄFER FLIEG, DEIN VATER IST IM KRIEG!

Während wir Kinder mit Detta in Lampersdorf lebten, wurde die Wohnung der Eltern in Berlin-Schöneberg bei einem Bombenangriff bis auf die Brandmauern zerstört. Zum Glück waren sie einen Tag vorher mit den wichtigsten Dingen in unser Ferienhäuschen nach Karolinenhof bei Grünau, einem Vorort südöstlich von Berlin, gezogen. Dorthin fuhren wir jetzt. Das Holzhäuschen hatte nur zwei Zimmer und eine kleine Veranda. Eine Diele gab es nicht. Wenn man die Haustür öffnete, befand man sich sofort in der kleinen Küche, in der der Herd stand und wo es fließendes Wasser gab. Ein Kachelofen, mit dem wir heizen konnten, befand sich im großen Zimmer. Das kleine Zimmer war kalt. Das ganze Haus hatte etwa zweiundvierzig Quadratmeter, stand aber auf einem Grundstück von zweitausend Quadratmetern. Dort überlebte die Familie die letzten Jahre des Zweiten Weltkrieges: Vater, Mutter, Detta, wir vier Kinder. Später wohnte auch Oma Urbanski für ein paar Monate bei uns.

Die Lebensmittel waren knapp. Das Grundstück war die Rettung. Hühner, Gänse, Kaninchen und eine Ziege lieferten uns Fleisch. Aus dem Ziergarten wurden Gemüsebeete. Auch Obstbäume hatten wir zum Glück.

Mein Vater baute mit Gustav Kaninchenställe, einen großen Stall mit Zaun für die Hühner und die Gänse. Ulrich war unser großer Sammler. Er hat die Familie oft ernährt. Bereits mit acht oder neun Jahren war er auf Pilze, Krebse und Muscheln spezialisiert. Ich musste mit Handschuhen Brennesseln pflücken, das gab Spinat; und aus gesammelten Lindenblütenblättern kochten wir Tee. Im Herbst feierten wir dann ein großes Erntefest. In einem Weinfass wurde Sauerkraut gestampft, und wir kleinen Kinder wurden mit gewaschenen Füßen zum Trampeln hineingesteckt. Uns machte das einen Heidenspaß. Zum Abschluß gab es ein Foto mit den geernteten Früchten, nach Größe sortiert. Wir Kinder wurden wie die Orgelpfeifen davor aufgestellt.

Den Rest der Nahrungsmittel, die wir zum täglichen Leben brauchten, gab es nur auf Lebensmittelkarten oder auf dem Schwarzen Markt. Man fuhr mit einem Rucksack aufs Land und tauschte bei den Bauern. Einmal kam mein Vater von einer solchen »Hamstertour« zurück. Er erzählte von einer Bauernfamilie, bei der er zum Tauschen gewesen war. Die saßen gerade am Mittagstisch vor einer großen Schüssel Pellkartoffeln mit Quark. Mein Vater hatte einen solchen Kohldampf, dass ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Doch der Bauer bemerkte das nicht und bot ihm nichts an, und mein Vater war zu stolz, ihn um eine Kartoffel zu bitten.

Ulrich trank irrsinnig gerne Milch. Milch war aber sehr knapp und nur für die Babys da. Ich wurde als kleines Mädchen oft zu einer alten Frau geschickt, um Ziegenmilch für Siegfried zu erbitten. Siegfried war unterernährt, und die Eltern machten sich Sorgen. Meine Mutter erzählte, wie sehr es sie geschmerzt hätte, als Ulrich Siegfried versprach, ihn mit dem Fahrrad spazieren zu fahren, wenn Siegfried ihm einen Schluck Milch übrig ließe.

Eine Flasche Lebertran war in der Vorstellung der Erwachsenen eine Kostbarkeit, für uns eher ein Graus. Es



ging nur mit Nasezuhalten: Mund auf, Augen zu und rein! Runter bekam man ihn nur mit Schütteln. Ich hatte den Eindruck gewonnen, ohne Lebertran müsste man sterben, und schluckte ihn mit Todesverachtung. Den Luxus, irgendetwas Essbares nicht zu mögen, konnte sich damals keiner leisten. Einmal gab es Pflaumen mit Milchreis, was mir fremd war, und ich behauptete, keinen Hunger zu haben. Vater machte kurzen Prozess, nahm mich auf den Arm und setzte mich auf seinen Schoß. Mit der linken Hand hielt er mir die Nase zu, mit der rechten Hand schob er mir den Brei löffelweise in den Mund. Vielleicht ist das der Grund, warum ich heute noch alles aufesse.

Wann immer es möglich war, saßen wir draußen im Garten am runden Tisch unter der großen Kiefer. Dort hatten wir Platz, es war das schönste Speisezimmer! Draußen in der freien Natur, das war und ist auch heute noch der schönste Essplatz für mich.

Unser Holzhäuschen war klein. Trotzdem lebten wir teilweise mit drei Generationen darin. In dem kleinen Zimmer, das im Winter kaum zu heizen war, schlief Detta mit uns beiden Jüngsten. Im Frühjahr hatten wir noch die Küken dabei. Das waren für uns die Eier und die Suppenhühner des nächsten Jahres. Kein Mensch hätte sich darüber beschwert, mit Küken in einem Zimmer zu schlafen. In feuchte Taschentücher eingepackt, lagen Gurkenkerne zum Keimen auf dem Fensterbrett. Marmeladengläser und eingewecktes Obst standen unter den Betten. Der größere Raum, in dem der Kachelofen stand, war Wohn-, Ess- und Schlafzimmer zugleich. In der Küche wurde stundenweise eine Zinkwanne aufgestellt, und dann diente sie als Badezimmer und täglicher Waschraum.

Am Abend wurden hölzerne Notbetten aufgebaut. Da man sie zusammenschieben konnte, nannten wir sie »Ziehharmonika«. Auf jede Pritsche wurde eine zusammengerollte Decke gelegt. Das war dann die

Matratze, sechzig Zentimeter breit. Wenn alle Pritschen aufgestellt waren, konnte man die Tür zum Ausgang nicht mehr öffnen. Ich kann mich nicht erinnern, dass einer mal »Mama, Pipi!«, geschrien hätte. Dies wäre auch ein irrsinniger Umstand gewesen.

Größere Geschäfte erforderten einen längeren Gang in den hinteren Teil des Gartens. Dort hatten wir ein komfortables Plumpsklo mit Donnerbalken, ohne Licht, aber mit Toilettenpapier aus zurechtgeschnittenen alten Zeitungsblättern, aufgespießt auf einen Nagel. Für Entlüftung war durch ein ausgeschnittenes Herz in der Holztür gesorgt. Dieses Plumpsklo hatte eine wichtige Bedeutung. Es füllte die Jauchetonne um die Ecke hinter dem Haus. Zum einen lieferte sie Dünger für den Garten, zum anderen hatte sie, wie ich von meiner Mutter später hörte, nach dem Krieg auch eine Schutzfunktion. Mein Vater hatte die Devise ausgegeben, wenn ein Russe sich an meiner Mutter oder Detta vergreifen wollte, sollten sie durch die Veranda direkt in die gefüllte Jauchetonne steigen. Vor den Soldaten seien sie dort sicher. Das ist kein Witz, so waren die Zeiten!

Ein großes Problem stellte das Feuerholz dar, denn wir brauchten es zum Kochen und Heizen. Die Eltern holten es aus dem Wald. Hin und wieder halfen auch Ulrich, Gustav und Detta. Ich selbst habe daran keine Erinnerung, denn ein vierjähriges Kind konnte man bei dieser harten Arbeit nicht brauchen. Unsere Mutter erzählte mir aber später, dass sie im Wald Bäume fällten und die Stämme auf Leiterwagen oder Schlitten nach Hause beförderten. Einen Winter soll es gegeben haben – ich glaube, es war 1945 –, der bitter kalt war. Das geschlagene Holz war verheizt, und meine Eltern mussten bei vierundzwanzig Grad Kälte in den Wald und neues schlagen. Mutter sagte bei dieser Gelegenheit oft, sie hätte nie gedacht, dass man bei vierundzwanzig Grad Kälte schwitzen könnte.

Auch in Karolinenhof waren wir vor Bombenangriffen nicht sicher. Wenn wir aus dem Bunker kamen, hielten wir Ausschau nach Feuersbrünsten und Rauchsäulen. Wo hatten die Bomben eingeschlagen? Hatten sie unser Häuschen erwischt oder das des Nachbarn? Einmal war der ganze Himmel rot von Feuer. Das war, wie mein Vater erklärte, der Bombenangriff auf Potsdam. Zum Glück haben wir die Angriffe überstanden, ohne dass eine Bombe unser Holzhäuschen traf. Auch ist mein Vater den deutschen Häschern entgangen, die in den letzten Tagen vor Kriegsende noch Jagd auf Männer für den Volkssturm machten. Selbst wenn sie schon älter als fünfundvierzig Jahre waren, sollten sie noch »für den Endsieg« in den Krieg ziehen. Mein Vater musste sich so manches Mal hoch oben in der Tanne verstecken.

Einen kleinen Bunker hatte Vater in unserem Garten gebaut, direkt gegenüber dem Häuschen. Es war ein Notbunker, nur für den Fall, dass der Bombenangriff so plötzlich kam, dass wir nicht mehr in den großen Bunker im Wald gehen konnten. Wenn es rechtzeitig Alarm gab, so nahm Vater uns auf den Arm und zeigte uns die »Tannenbäume« am Himmel. Die bunten Positionslichter, die die Piloten vor dem Bombardement abwarfen, um das Zielgebiet zu markieren, nannten wir »Tannenbäume«. Für uns war das schön, wie ein Feuerwerk, für meine Eltern bedeutete es tödliche Gefahr.

Die Stunden im Bunker waren schlimm. Wenn wir zusammengepfercht mit vielen fremden Menschen dasaßen, hatte meine Mutter immer Angst, dass mein Vater sich hinreißen lassen und über die Nazis schimpfen könnte. Er hoffte, dass die Alliierten Deutschland bald befreien würden. Noch durfte man das aber nicht sagen. Das nächtliche Abhören des Londoner Rundfunks, des deutschsprachigen Senders der BBC, am kleinen Volksempfänger war für meine Eltern wie für zwei

Millionen andere Deutsche ein großes Risiko. Es war nur nachts möglich, wenn die Kinder schliefen.

Mein Vater glaubte den Briten gewöhnlich und war entsetzt, als die BBC gegen Ende des Krieges das erste Mal von der massenhaften, systematischen Vergasung der Juden in den Konzentrationslagern berichtete. Dass die Juden von den Nazis verfolgt und in Konzentrationslagern gefangen gehalten wurden, wusste er zwar, denn er hatte ja Hitlers *Mein Kampf* gelesen. Er hatte es auch in Berlin miterlebt und versucht, der Familie Kantorowicz bei der Flucht zu helfen. Dass Hitlers teuflische Gräueltaten jedoch so weit gingen, lag außerhalb seiner Vorstellungskraft. Als er das hörte, wollte er es nicht glauben und meinte, die Briten würden jetzt auch lügen.

An das Ende des Krieges, den 8. Mai 1945, kann ich mich nicht erinnern. So viel änderte sich dadurch nicht für uns Kinder. Es gab zwar keine Bombenangriffe mehr, aber der Hunger, die Kälte und die Angst blieben. Nach dem Krieg gab es russische Patrouillen, die nach verwendbaren Gütern suchten: Schnaps für die Soldaten und Autos für die Kommandantur. Mein Vater hatte beides und wollte beides behalten. Er wusste, das war der Grundstock für den Wiederaufbau seiner Firma nach dem Krieg. Am gefährlichsten war der Besitz von Schnaps. Denn wenn die Soldaten ihn fanden, betranken sie sich und wurden unberechenbar. Mithilfe meiner älteren Brüder, Gustav und Ulrich, vergruben Vater, Mutter und Detta nachts bei Mondschein die Kartons mit Bols-Likör und Cognac in dem großen Blumenbeet vor dem Haus. Ulrich und auch Detta erzählten mir später, sie hätten die Blumen in Ballen ausgestochen, darunter die Erde ausgehoben, die Schnapsflaschen vergraben und die Blumenballen wieder daraufgesetzt. Die ausgegrabene Erde haben sie auf den Bunker geschichtet, und dies alles in einer Nacht. Ein paar übrig gebliebene Flaschen legte Vater in die Regenrinne auf dem Dach. Darüber hinaus musste Ulrich mit seinen

sieben oder acht Jahren in dem fünfzig Zentimeter hohen Kriechkeller unterhalb der Küche weitere Flaschen verstecken. Und wenn die russischen Soldaten kamen und mit ihren feinen Lanzen nach vergrabenen Schätzen suchten, hatten sie immer in die aufgeschüttete Erde über dem Bunker gestochen. Mein Vater nahm die Soldaten dann ins Haus und führte sie durch unsere eineinhalb Zimmer. Im kleinen Zimmer lag Siegfried in seinem Babybettchen. Das rührte die russische Seele.

»Uri, Uri, Schnaps, Schnaps«, war ihr Wunsch. Die Uhren, die wir besaßen, hatte mein Vater den Russen fast alle schon gegeben. Nur eine letzte hatte er noch: seine goldene Taschenuhr, ein Geschenk seines Vaters. Die hielt er versteckt im Kinderbettchen bei Siegfried. Meistens stand auf dem Tisch eine alte Schnapsflasche. Die hatte mein Vater extra für die Soldaten hingestellt, aber gefüllt mit Apfelsaft. Er bot ihnen zu trinken an. Apfelsaft wollten sie aber nicht trinken und gingen. Manchmal kamen die russischen Soldaten auch wieder und brachten für uns Kinder Bonbons. Ein deutscher Nachbar hatte meinen Vater denunziert und den Russen verraten, dass hinten im Garten, versteckt hinter Holzscheiten, ein alter Wagen, ein Adler, stand. Vorsichtshalber hatte Vater aber schon früher alle vier Reifen mit Felgen abmontiert und den Wagen aufgebockt. Die Räder hatte er verschwinden lassen. Wo der Wagen herkäme, wollten die Soldaten wissen. Mein Vater meinte: »Vom Himmel.«

Von vielen dieser Gefahren wusste ich damals noch nichts, durch das großartige Talent meiner Eltern, die Angst von uns Kindern fern zu halten und uns trotz der schwierigen Zeiten das Schöne im Leben zu zeigen. Mein Vater war darin ein Künstler. Aber einmal spürte ich, was Angst ist, tiefe, lebensbedrohende Angst. Die russischen Soldaten hatten gehört, dass mein Vater Schnaps besäße, und wollten ihn zur Herausgabe zwingen. Er wusste, wenn er nur eine Flasche preisgab, hätte er alles verloren. Die

bewaffneten Soldaten stellten meine Eltern an den Zaun, gegenüber unserem Grundstück, und befahlen, uns Kinder zu holen. Wir mussten uns neben sie stellen, den Eltern gegenüber. Sie sagten, sie würden die Eltern erschießen, wenn diese nicht verrieten, wo der Schnaps sei. Die Mutter rief der Nachbarin über den Zaun zu, sie möge den russischen Kommandanten informieren. Dies muss wohl eine Art Zauberwort gewesen sein, denn die Soldaten zogen unverrichteter Dinge ab. Diese Angst spüre ich noch heute, wenn ich daran denke.

Noch einmal gerieten wir wegen der versteckten Schnapsflaschen in Gefahr. Mein Vater hatte die Flaschen in der Regenrinne vergessen. Unter der Hitze der Sonnenstrahlen gingen die Korken hoch, und es duftete unverkennbar nach Cognac. Zum Glück konnten die Spuren beseitigt werden, bevor ein russischer Soldat kam und wieder einmal nach Schnaps und Uhren suchte.

Einmal hat Vater Gustav schlimm verdroschen, weil er eine Schnapsflasche nicht wieder in das alte Versteck zurückgebracht hatte. Er hatte ihn danach gefragt, und Gustav hatte ihn angelogen. Das war ein Vergehen, das doppelt bestraft wurde. Durch seine Nachlässigkeit hatte Gustav die Familie in Gefahr gebracht, und für eine Schnapsflasche hatte er gelogen. Aber auch ich bekam einmal eine Tracht Prügel, an die ich mich noch erinnern kann. Vater fragte mich einmal, was ich gerade trinke. Ich antwortete: »Muckefuck«, unser Kinderkaffee-Ersatz, den ich hätte trinken dürfen. Es war aber der von allen heiß begehrte Kirschsafft. Mein Vater lag auf der Couch und las eine Zeitung, mir war nicht wohl. Meine Mutter kam ins Haus und sagte, sie gehe einkaufen. Auf Vaters Frage, was in dem blauen Krug sei, entgegnete Mutter: »Kirschsafft!« Sofort wollte ich mit meiner Mutter zum Einkaufen mitgehen, aber mein Vater befahl: »Nein, die Christel bleibt hier.« Als meine Mutter fort war, rief er mich zu sich und fragte: »Sollst du lügen, mein Kind? Damit du das nie